

Geisenhanslücke, Achim

Das Anormale. Überlegungen zur Ordnungsfigur des Monströsen bei Michel Foucault, Georges Canguilhem und Jürgen Link

Moser, Vera [Hrsg.]; Garz, Jona Tomke [Hrsg.]: *Das (A)normale in der Pädagogik. Wissenspraktiken – Wissensordnungen – Wissensregime. Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2022, S. 51-62*



Quellenangabe/ Reference:

Geisenhanslücke, Achim: Das Anormale. Überlegungen zur Ordnungsfigur des Monströsen bei Michel Foucault, Georges Canguilhem und Jürgen Link - In: Moser, Vera [Hrsg.]; Garz, Jona Tomke [Hrsg.]: *Das (A)normale in der Pädagogik. Wissenspraktiken – Wissensordnungen – Wissensregime. Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2022, S. 51-62* - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-256672 - DOI: 10.25656/01:25667

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-256672>

<https://doi.org/10.25656/01:25667>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<http://www.klinkhardt.de>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt unter folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen. Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden und es darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-License: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.en> - You may copy, distribute and transmit, adapt or exhibit the work in the public as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor. You are not allowed to make commercial use of the work or its contents. You are not allowed to alter, transform, or change this work in any other way.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Achim Geisenhanslüke

Das Anormale. Überlegungen zur Ordnungsfigur des Monströsen bei Michel Foucault, Georges Canguilhem und Jürgen Link

1 Das Monströse und das Anormale

Das Monströse ist eine schillernde Kategorie – schillernd, weil es zwischen unterschiedlichen Ordnungsräumen mäandert, natürliche wie kulturelle Codes außer Kraft zu setzen droht und sich so eine Sichtbarkeit sichert, die schon seinem Begriff eingeschrieben ist, wie Rasmus Overthun festgehalten hat:

Das lat. Wort *monstrum*, von dem die dt. Wörter Monster und monströs abstammen und das auf die gr. Wörter *téras/tératos* zurückverweist, ist eine Ableitung von lat. *monere* (*ermahnen, warnen, erinnern, raten, anweisen*) über das substantivierende Derivat *monestrum*. Monstrum bildet dabei einen lexikalischen Zusammenhang mit *monstrare* (*zeigen, hinweisen, lehren*), *monstruosus* (*wunderbar, widernatürlich, ungeheuerlich, missgestaltet, scheußlich*) und *monstrositas* (Missbildung, Missgestalt), außerdem mit *miraculum* (Wunderding), *portentum* (Vorzeichen), *ostentum* (Omen) und *prodigium* (Vorbedeutung). (Overthun 2009, 47)

Schon die lexikalische Vielfalt verweist auf die logische Instabilität einer Kategorie, die sich jenseits binärer Ordnungsschemata bewegt und diese doch als ihren Hintergrund stets voraussetzt: Missgestalt und Wunderding zugleich, bleibt das Faszinosum des Monströsen dem Zugriff eindeutiger Zuordnungen entzogen, bildet ein Drittes aus, das in Ästhetik, Medizin, Recht und Moral Rolf Parr (2009, 20) zufolge gleichermaßen einen Platz behauptet, der das Wunderbare mit dem Widernatürlichen verbindet.

Im Vergleich zu dem des Monströsen ist der des Anormalen von einer erhabenen Nüchternheit. Ohne eine weitere Spezifikation scheint es nur auf eine Abweichung von der Norm hinzuweisen. Wo das Monströse eine Fülle der Sichtbarkeit verkörpert, da steht das Anormale für die Leere eines nicht weiter benennbaren Mangels ein, ein unbestimmbares Fehlen von etwas, dem das spektakuläre Auftreten des Monströsen fremd ist.

Dennoch verbirgt sich hinter der Armut der Bestimmungslosigkeit, die dem Anormalen eigen ist, ein fundamentales Problem, dem nicht leicht zu begegnen ist. Wo das Monströse als unvermittelbares Drittes binäre Ordnungen in Frage

stellt, da scheint das Anormale diese Ordnung als Abweichung zu bestätigen, zu denken nur aus einer Logik der Norm heraus, die das ihr Fremde in ein eigenes kategoriales Gefüge einzwängt. Monströs sind die hybriden Gebilde zwischen Natur und Kultur, zwischen Tier und Mensch wie die zahllosen Sagentgestalten der Antike, von der Sphinx, mit der Ödipus kämpft, bis zu David Lynchs *Elephant Man*, anormal ist die winzige Abweichung, die wie ein geheimes Schriftzeichen im genetischen Code waltet und über normale und nicht-normale Leben entscheidet. Der Begriff des Anormalen verweist so nicht allein auf den der Normativität zurück, sondern, wie insbesondere Jürgen Link gezeigt hat, auf den des Normalen. Zwischen Normativität und Normalität angesiedelt, ist das Anormale eine Kategorie, die in ihrer begrifflichen Sprödeheit weniger leicht zu fassen ist als der schillernde Begriff des Monströsen und doch eine Ordnungsfigur markiert, deren Stellenwert in der Moderne nicht zu gering zu veranschlagen ist.

Vor diesem Hintergrund geht es im Folgenden darum, dem Begriff des Anormalen in seiner Nähe und Distanz zu dem des Monströsen zugleich nachzugehen, um seiner Funktion in modernen Ordnungsformen etwas näher zu kommen. Den Ausgangspunkt bilden die Untersuchungen zu den Begriffen des Monströsen und des Anormalen, die Michel Foucault vorgelegt hat. Erweitert wird die Perspektive auf das Anormale durch eine Position, die ihm vorausgegangen ist, die des französischen Wissenschaftshistorikers Georges Canguilhem, und eine, die ihm zeitlich gefolgt ist, die Jürgen Links. Wie sich insbesondere in den Arbeiten Jürgen Links zeigen lässt, erweist sich das Anormale bzw. das, was Link Normalismus nennt, als eine eigene diskursive Kategorie, die sich von der der Normativität unterscheiden lässt und einen neuen Zugang zu historischen Prozessen der Macht eröffnet.

2 Michel Foucault und das Monströse

Wahnsinn, Verbrechen, Sexualität – der Blick auf die wesentlichen Forschungsbereiche Michel Foucaults lässt ihn zweifellos als einen Experten für das Anormale erscheinen. In fast allen Phasen seines Werkes scheint der Begriff einmal mehr, einmal weniger prominent, eine Rolle zu spielen.

Dass dem Thema des Anormalen in seinem Werk eine herausragende Bedeutung zukommt, zeigt bereits die Dissertationsschrift *Wahnsinn und Gesellschaft*, in der der Wahnsinn als Ausgangspunkt für eine Gegengeschichte zur modernen Vernunft dient. In seiner Untersuchung geht Foucault von der Trennung von Wahnsinn und Vernunft im klassischen Zeitalter aus, um den Wahnsinn als eine Form des Anormalen zu kennzeichnen, die auf einen Ausschlussmechanismus zurückgeht, den Descartes im Herzen der modernen Vernunft installiert hat, in dem er das denkende Subjekt als eines beschrieben hat, das von sich selbst wissen muss, dass es nicht verrückt sein kann.

Verstand Foucault *Wahnsinn und Gesellschaft* als eine Geschichte des Anderen, die sich defizienten Formen der modernen Vernunft widmet, so scheint sich der Ausgangspunkt mit der *Ordnung der Dinge* als der Geschichte des Gleichen zwar verändert zu haben. Vordergründig ist das Phänomen der Anormalität nicht länger Thema. An den Rändern der Schrift aber erhält es sich, sei es in den verstreuten Referenzen auf den Marquis de Sade im Übergang von der Klassik zur Moderne, sei es in Foucaults Analyse der Naturgeschichte im Kontext des klassischen Zeitalters der Repräsentation, in der insbesondere dem Begriff des Monsters eine besondere Rolle zukommt. Bereits Georges Canguilhem hatte in seiner Untersuchung über *Das Normale und das Pathologische* auf den Zusammenhang zwischen dem Anormalen und der Monstrosität hingewiesen, die er als einen besonders schweren Fall von Anomalie bezeichnet: „Das *Anormale* ist nicht schon das Pathologische. Pathologisch enthält ja *pathos*, das unmittelbare und konkrete Gefühl des Leidens und der Ohnmacht, das Gefühl eines beeinträchtigten Lebens. Das Pathologische hingegen ist das Anormale.“ (Canguilhem 1974, 90). Canguilhems Engführung des Pathologischen mit dem Anormalen nimmt Foucault unter dem Stichwort des Monsters wieder auf. Die Naturgeschichte bildet der *Ordnung der Dinge* zufolge einen Ort des Sehens und der Sichtbarkeit, der die Lebewesen auf einem Raster verteilt, das zugleich ihre Geschichte darstellen soll. Als Klassifizierung aller Lebewesen ist die Naturgeschichte Bestandteil einer Kultur der Repräsentation und des Raumes, nicht der Zeit und der Geschichte. Das Tableau der Identitäten, das Cuviers Naturgeschichte herstellt, kennt jedoch auch Ausnahmen und Differenzen, die Foucault unter den Stichwörtern Monstren und Fossilien zusammenfasst. Foucaults Äußerungen zufolge markieren die Fossilien eine historische Kontinuität im Raum der Identitäten, die Monstren dagegen eine Differenz, auf deren Grundlage sich das Kontinuum der Lebewesen erst errichten lässt: „Da ist zunächst die Notwendigkeit, die Monstren eingreifen zu lassen, die quasi die Geräuschkulisse, das ununterbrochene Murmeln der Natur sind.“ (Foucault 1974, 201). Historisch sichert die Kurzlebigkeit der Monstren den kontinuierlichen Weg der Entwicklung der Arten bis zur Gegenwart, die das Fremde nur als katastrophischen Einbruch in die Ordnung der Repräsentation deuten kann. Die Funktion der Monstren und Fossilien besteht dementsprechend darin, das Spiel von Identität und Differenz, das die klassische Ordnung der Repräsentation sichert, nach rückwärts in die Geschichte zu verlängern:

Das Monstrum und das Fossil sind nämlich nichts anderes als die Projektion nach rückwärts dieser Unterschiede und Identitäten, die für die *taxinomia* die Struktur und dann das Merkmal definieren. (Foucault 1974, 203).

Aufgelöst wird die Naturgeschichte in ihrem starren Ordnungsmuster daher auch erst durch die Einführung von Geschichte und Subjekt in der Moderne.

3 Foucault und die Anormalen

Der Frage nach der Bedeutung des Monströsen im Übergang von der Klassik zur Moderne ist Foucault in seiner Vorlesung *Die Anormalen* aus dem Jahre 1975 nachgegangen. Im Rahmen der Erweiterung der Archäologie des Wissens um eine Genealogie der Macht hat sich sein Zugang jedoch verändert. Foucaults Interesse gilt nicht länger Biologie und Naturgeschichte, sondern der Geschichte des Rechts und im engeren Sinne dem inneren Zusammenhang von Wahrheit und Rechtsprechung. Historisch interessiert sich Foucault für das Auftauchen von Normalisierungstechniken als Korrelat einer bestimmten Form der Macht, die sich im Laufe des 18. Jahrhunderts herauskristallisiert. Foucaults Leitthese besteht darin, dass sich die Kategorie des Anormalen in gerichtsmedizinischen Gutachten herausgebildet hat, und zwar nicht in dem Gegensatz zwischen dem Normalen und dem Pathologischen, wie es Canguilhem am Beispiel der Medizin gezeigt hatte, sondern in Abstufungen zwischen dem Normalen und dem Anormalen, denen das Hauptinteresse der Vorlesung gilt.

Den Bereich des Anormalen sieht Foucault im 18. und 19. Jahrhundert durch drei verschiedene Figuren abgedeckt: durch das Menschenmonster, das zu bessernde Individuum und das masturbierende Kind. Auch hier bleibt Foucault seinen frühen Überlegungen treu: In den Mittelpunkt seines Interesses rückt die Figur des Menschenmonsters. Die Analyse der drei Figuren bleibt so extrem ungleichgewichtig, da Foucault den Großteil seiner Ausführungen dem Monster und dem Onanisten vorbehält, das zu bessernde Individuum dagegen kaum berücksichtigt, das im vorliegenden Band jedoch im Mittelpunkt steht.

Eingeführt wird das Monster von Foucault im Unterschied zur *Ordnung der Dinge* als eine Figur des Rechts. Der Bezugsrahmen für das Monster sei, so Foucault, nicht die Natur, sondern das Gesetz, das Monster daher notwendigerweise ein „Rechtsbegriff“ (Foucault 2007, 76). Von der biologischen Tafel der Naturgeschichte, die noch in der *Ordnung der Dinge* im Mittelpunkt gestanden hatte, verlagert Foucault sein Augenmerk auf das Recht, genauer auf einen rechtlich-biologischen Raum, dessen Grenzen durch das Monster abgesteckt werden, insofern dieses einen eigentümlichen Bruch des Gesetzes voraussetzt:

Man kann sagen, dass die Kraft und die beunruhigende Fähigkeit des Monsters darin gründet, daß es das Gesetz, obwohl es dieses verletzt, verstummen läßt. Es trickst das Gesetz in dem Moment aus, wo dieses von ihm verletzt wird. (Foucault 2007, 77).

Das Monster verletzt das Gesetz nicht nur, es neutralisiert es zugleich, indem es als Ausnahme und Abweichung dessen Grundlagen suspendiert. Foucault bringt den Begriff des Monsters daher neben der rechtlichen Bedeutung mit einem ästhetischen Begriff in Zusammenhang, den bereits Michail Bachtin in Anspruch genommen hatte, dem des Grotesken: „'Grotesk' nenne ich die Tatsache, daß ein

Individuum oder ein Diskurs qua Statut Machteffekte entfaltet, die ihnen aufgrund ihrer inneren Beschaffenheit nicht zukommen dürften.“ (Foucault 2007, 27). Bachtin hatte den Begriff des Grotesken im Kontext seiner großen Studie zu Rabelais zur Geltung gebracht, und er hatte ihn dort im Wesentlichen als einen Gegenbegriff zum traditionellen Begriff des Schönen zu etablieren versucht:

Es ist einsichtig, daß vom Standpunkt dieses neuzeitlichen Kanons der Körper des grotesken Realismus als etwas Formloses und Abstoßendes erscheint. Er fügt sich nicht in den Rahmen einer modernen ‚Ästhetik des Schönen‘. (Bachtin 1987, 80).

Das Attribut des Formlosen und Abstoßenden, das Bachtin Rabelais' groteskem Realismus zuspricht, deckt sich mit dem Begriff des Monströsen, den Foucault entwickelt. Im Unterschied zu Bachtin interessiert sich Foucault jedoch weniger für die ästhetische als vielmehr für die rechtspolitische Bedeutung des Grotesken und Monströsen. Grotesk ist die Kraft des Monströsen, da sie die Macht außer Kraft setzt, die es erst zu dem gemacht hat, was es ist. Das Groteske verkörpert im Kontext des Anormalen einen Begriff, der Ästhetik und Recht miteinander verbindet. In diesem Sinne vertritt Foucault die These, „daß das politisch Groteske eben in der Annullierung des Machtinhabers in eben jenem Ritual besteht, welches ihn und seine Macht manifestiert“ (Foucault 2007, 53). Die politische Bedeutung des Grotesken als einer infamen Form der Souveränität verbindet sich mit einem erkenntnistheoretischen und ästhetischen Prinzip, wenn Foucault zugleich feststellt,

daß das Monster das große Modell aller kleinen Abweichungen ist. Es ist das Prinzip der Erkennbarkeit aller – in kleiner Münze zirkulierenden – Formen der Anomalie. Den wahren Grund der Monstrosität suchen, die hinter den kleinen Anomalien, den kleinen Abweichungen, den kleinen Unregelmäßigkeiten lauert: Dieses Problem wird das gesamte 19. Jahrhundert umtreiben. (Foucault 2007, 78)

Der Begriff der Erkennbarkeit steht in *Die Anormalen* für das ein, was Foucault in der *Ordnung der Dinge* noch Sichtbarkeit genannt hatte. In der Ordnung der Sichtbar- und Erkennbarkeit verkörpert das Monster die „Kategorie der Deformation, der Gebrechlichkeit und Mißbildung“ (Foucault 2007, 86). Eine Deformation oder Mißbildung ist das Monster Foucault zufolge als Mischwesen zwischen dem menschlichen und dem animalischen Bereich, der durch eine Übertretung zustande kommt, die in den meisten Fällen auf eine verbotene sexuelle Beziehung zwischen Mensch und Tier zurückgeht. Monstrosität führt Foucault auf einen Akt der Übertretung zurück, der in einem rechtlichen wie in einem ästhetischen Sinne zu verstehen ist:

Monstrosität entsteht, wenn diese Überschreitung des Naturgesetzes, diese Überschreitung der Gesetzestafel sich auf ein gewisses Verbot des bürgerlichen, religiösen oder göttlichen Rechts bezieht oder es in Frage stellt oder sogar zu der Unmöglichkeit führt, dieses zivile, religiöse oder göttliche Recht in Anwendung zu bringen. (Foucault 2007, 87)

Der Begriff der Übertretung, den der frühe Foucault noch den Schriften Georges Batailles entlehnt hatte, wird zu einer politischen Kategorie, die die Bereiche von Natur und Recht miteinander verbindet. Foucault interessiert sich für das Monströse und Groteske als „das Thema einer monströsen Natur der Kriminalität, einer Monstrosität, die sich im Bereich des Verhaltens, im Feld der Kriminalität und nicht schon im Bereich der Natur auswirken wird.“ (Foucault 2007, 106). Den Zusammenhang zwischen Monstrosität und Kriminalität erläutert Foucault wiederum an literarischen Beispielen, anhand des Schauerromans und der Schriften des Marquis de Sade. Im Blick auf die rechtliche wie die ästhetische Dimension der Monstrosität diagnostiziert Foucault zugleich eine Entwicklung, die von der Monstrosität als der natürlichen Manifestation einer Wider-Natur im 17. und 18. Jahrhundert an der Schwelle zum 19. Jahrhundert zum „Sittenmonster“ (Foucault 2007, 108) führt. Im Unterschied zur Naturform des Monsters hat das Sittenmonster mit dem systematischen Verdacht einer aller Kriminalität zugrundeliegenden Monstrosität zu kämpfen: Wenn das natürliche Monster auch kriminell war, so ist nun jeder Kriminelle potenziell ein Monster. Den Grund für diese Veränderung erblickt Foucault in einer neuen Ökonomie der Macht, die sich nicht mehr als ein repressives System der Bestrafung allein fassen lässt, sondern als eine produktive Form der Steigerung ihrer selbst. Im Blick auf die Verschiebung der Machtmechanismen hin zu einer produktiven Form der Macht betont Foucault daher auch, dass „das erste auftauchende Sittenmonster ein politisches“ (Foucault 2007, 124) gewesen sei, der politisch Kriminelle, der sich zugleich in der Figur des Despoten zeige: Das erste Monster sei der König gewesen und alle Menschenmonster „Nachfahren von Ludwig XVI.“ (Foucault 2007, 127). Die Frage, die Foucault sich in diesem Zusammenhang stellt, ist die, wie es kommen konnte,

daß die Statur dieser monströsen Giganten im Laufe der Jahre nach und nach geschrumpft ist, so daß gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Figur des Monsters, sofern sie noch auftaucht (und sie taucht tatsächlich auf), nurmehr eine Art Übertreibung und paroxystische Form des allgemeinen Feldes der Anomalie darstellen wird, welche dann einerseits das tägliche Brot der Psychiatrie abgibt, andererseits jenes der Kriminalpsychologie und der Strafspsychiatrie? (Foucault 2007, 144).

Foucault begreift den Weg von der Klassik zur Moderne als eine Verfallsgeschichte, die von den spektakulären Figuren des Monströsen im 17. und 18. Jahrhundert in den in sich differenzierten Raum der Anomalie führt. Prosaisch nüchtern, das tägliche Brot der Psychiatrie und des Gefängnisses – oder, wie im vorliegenden Band, der Schule – sei die Anormalität, da sie auf eine Verkleinerung des Monströsen zurückgehe, auf den

Übergang zum winzig Kleinen, dieses große Gleiten, welches bewirkt, daß das Monster, das große Menschenfressermonster des beginnenden 19. Jahrhunderts, schließlich in die Form all dieser kleinen perversen Monster gestanzelt wird, die sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts ununterbrochen vermehren (Foucault 2007, 174).

Foucault, auch in diesem Zusammenhang ein Modernekritiker, beklagt die Verkleinerung der grotesken Figur des Monsters zur prosaischen Figur des Anormalen. Den Grund dafür sieht er vor allem in einer neuen Technologie des Triebs, die auf der einen Seite zur Eugenik und auf der anderen Seite zu Psychoanalyse führt. Wie immer auch Foucaults kritische Bemerkungen zur Psychoanalyse als einer geheimen Macht der Normalisierung zu bewerten sind, so sehr wird doch deutlich, dass Foucault den Prozess der Modernisierung seit dem Ende des 18. Jahrhunderts mit einer Bewegung der Normalisierung in Verbindung bringt, der die Figur des monströsen Körpers zum Opfer fällt. Er versteht die modernen Normalisierungstechniken dabei nicht einfach als Verbindung von medizinischem Wissen und gerichtlicher Macht, sondern als einen neuen Machttypus, der seine eigenen Regeln mit sich bringt und eine repressive Ordnung durch eine produktive ersetzt: „Mir scheint das 18. Jahrhundert auch eine Macht entwickelt zu haben, die nicht konservativ, sondern erfinderisch ist, eine Macht, die in sich selbst die Prinzipien der Transformation und der Innovation enthält.“ (Foucault 2007, 75). Im Rahmen des Dispositivs einer produktiven Macht ist der Anormale „ein alltägliches Monster, ein banalisiertes Monster“ (Foucault 2007, 78) geworden. Die Figur des Anormalen begreift Foucault als den historischen Nachfolger des Monsters und seiner benachbarten Formen. Er vertritt die These, „daß der Anormale des 19. Jahrhunderts der Nachkomme dieser drei Figuren des Monsters, des Unverbesserlichen und des Masturbators ist.“ (Foucault 2007, 82). An die Stelle der sichtbaren Ordnung, die vor allem das Monster in den vormodernen Konfigurationen des Wissens verkörperte, ist eine neue Ordnung getreten, die das Anormale nur noch als graduelle Abweichung vom Normalen begreift. Hatte Foucault die Geburt des modernen Subjekts in *Wahnsinn und Gesellschaft* durch den spektakulären Ausschluss des Wahnsinns aus der Vernunft zu fassen versucht, so erscheint die moderne Vernunft nun als Korrelat einer positiven Technik der Macht, die das Monströse nicht länger auszuschließen braucht, sondern um so wirksamer neutralisiert, als sie es einer Normalisierung unterwirft, die mit dem Anormalen nur noch quantitative Differenzen kennt. Normalität erscheint damit nicht als eine natürliche, sondern als eine diskursabhängige Größe, als ein Konstrukt, das auf die produktive Macht zurückgeht, deren Kritik Foucault in all seinen späteren Untersuchungen zu unternehmen versucht. Dazu bedarf es auch neuer ‚Techniken‘ des Ordens, wie Foucault (1974) in seiner Arbeit über die Ordnung der Dinge zeigte. Dem naturwissenschaftlichen Tableau als Prototyp neuer wissenschaftlicher Ordnungen folgend könnte der Personalbogen, der das Hilfsschulkind nunmehr ‚dingfest‘ macht (vgl. Moser & Frenz und Garz in diesem Band), als Ordnungsschema gelten, das die Vielfalt bannt und einen beobachtenden Blick auf das Anormale organisiert. Dabei spielt der Inhalt der hier aufzulistenden Phänomene kaum eine Rolle, was zählt, ist insgesamt die Prävalenz, also die Quantität der Hilfsschüler:innen sowie die Marker (die einzelnen Rubriken des Personalbogens), an denen sich das Anormale ablesen lässt.

4 Normal – anormal. Überlegungen zum Normalismus bei Georges Canguilhem

Die Unterscheidung der Begriffe des Normalen und Anormalen, auf die Foucault in seiner Vorlesung rekurriert, geht zu wesentlichen Teilen auf den französischen Wissenschaftshistoriker Georges Canguilhem zurück. Die Bedeutung Canguilhems für das Denken des Anormalen hat Jürgen Link in seinem *Versuch über den Normalismus* herausgestellt: „Georges Canguilhems Studien über *Das Normale und das Pathologische* bilden die Grundlage jeder theoretischen und historischen Beschäftigung mit dem Normalismus.“ (Link 1999, 126). Foucaults wie auch Jürgen Links eigene Auseinandersetzung mit dem Normalismus kann auf Canguilhem zurückgreifen, da dieser als einer der ersten Wissenschaftstheoretiker auf den Zusammenhang von Norm und Normalität theoretisch reflektiert hat. Canguilhem zufolge geht das Anormale auf eine normative Größe zurück, von der es im negativen Sinne abgehoben wird:

Denn Übermaß oder Mangel gibt es nur in bezug auf ein für gültig und wünschenswert erachtetes Maß, ergo in bezug auf eine Norm. Eine Definition des Anormalen durch das Zuviel oder Zuwenig anerkennt notwendig den normativen Charakter des normal genannten Zustandes. (Canguilhem 1974, 32)

Canguilhems Äußerungen zufolge überlagern sich im Begriff des Anormalen zwei Formen, die eigentlich unterschieden werden müssen: Normativität und Normalität. Normalität, so die These, geht auf ein normatives Kriterium zurück. Normal ist all das, was der Normativität entspricht, anormal alles, was entweder als Überschuss oder als Mangel im Vergleich zur Norm gekennzeichnet werden kann. So eindeutig das Verhältnis von Normativität und Normalität damit gekennzeichnet zu sein scheint, so sehr verschwimmen bei näherem Hinsehen doch die Differenzen: Wenn Canguilhem das Anormale als Überschuss oder Mangel definiert, dann greift er auf ein graduelles Schema zurück, das gerade nicht den Gesetzen der Normativität, sondern denen der Normalität entspricht. Die wechselseitige Überlagerung von normativen und normalen Aspekten hat Canguilhem selbst festgestellt, wenn er im Anschluss an den Mediziner Lalande von einer doppelten Bedeutung von „normal“ ausgeht: „normal ist das, was so ist, wie es sein soll; normal im gebräuchlichsten Wortsinn ist das, was für die Mehrzahl der Vertreter einer bestimmten Gattung zutrifft oder was den Durchschnitt bzw. die Maßeinheit eines meßbaren Merkmals ausmacht.“ (Canguilhem 1974, 81). Auf der einen Seite wird in einem normativen Sinne normal das genannt, was so ist, wie es sein soll; auf der anderen Seite gilt das als normal, was einem statistischen oder in irgendeiner Weise messbaren Durchschnitt entspricht. Canguilhem hält diesen Unterschied in den Begriffen der Anomalie und des Anormalen fest. Ausgangspunkt seiner Beobachtungen ist die sprachliche Verwendung der französischen Ausdrücke „Anomalie“ und „anormal“:

Anomalie ist ein Substantiv, dem gegenwärtig kein Adjektiv entspricht, während es umgekehrt zum Adjektiv *anormal* kein Substantiv gibt; so erklärt sich, daß der Sprachgebrauch beide zusammengebracht und aus *anormal* das Adjektiv zu *Anomalie* gemacht hat. (Canguilhem 1974, 86)

Wie Canguilhem feststellt, existiert *Anomalie* nur als Substantiv, *anormal* dagegen nur als Adjektiv. Eine besondere Bedeutung kommt der Unterscheidung beider Begriffe zu, da die *Anomalie* ein deskriptiver, das *Anormale* dagegen ein normativer Begriff sei:

Streng semantisch bezeichnet *Anomalie* eine Tatsache, ist mithin ein deskriptiver Terminus; demgegenüber enthält *anormal* den Bezug auf einen Wert, es ist ein Terminus des Beurteilens, ein normativer Ausdruck. (Canguilhem 1974, 86)

Indem beide Begriffe sich zu überlagern beginnen und das Adjektiv *anormal* dem Substantiv *Anomalie* zugeordnet wird, verschieben sich jedoch die Unterschiede zwischen dem Deskriptiven und dem Normativen. Canguilhems sprachtheoretische Überlegungen zeigen, wie sich das im normativen Sinne gebrauchte Adjektiv *anormal* in eine scheinbar nur noch deskriptive Einheit verwandelt. Das hat Konsequenzen, die auch den Begriff der Normalität betreffen. Normal ist nicht länger das, was sich an einer Norm orientiert, *normal* wird das, was sich quantitativ als Mitte oder Durchschnitt beschreiben lässt, wie sich Moser und Frenz zufolge auch in der statistischen Erfassung des Hilfsschulkindes zeigt (vgl. Moser & Frenz im vorliegenden Band). Es ist dieser historische Übergang von einer qualitativen zu einer quantitativen Größenmessung, den Jürgen Link mit der Unterscheidung von Normativität und Normalität im Anschluss an Canguilhem in den Blick nimmt.

5 Jürgen Link und der Normalismus

In seinem *Versuch über den Normalismus* geht Link von der These aus, „daß die Normalität nicht in die Schublade der Normativität hineinpaßt, daß sie eine diskursive Realität anderen, eigenen Rechts ist.“ (Link 1999, 20). Es ist die Entdeckung der Normalität als einer eigenen diskursiven Kategorie, die es von der Normativität zu unterscheiden gilt, die Jürgen Links Ansatz leitet: „Normalität als gesellschaftlich operative Kategorie ist eben gerade nicht einfach gleich Normgeltung oder gleich Normrespekt, auch nicht gleich Normativität oder Normsetzung.“ (Link 1999, 16).

In ähnlicher Weise wie bereits Canguilhem greift Link zur Unterscheidung von Normativität und Normalität auf die Differenz zwischen qualitativen und quantitativen Größen zurück. Link zufolge setzt Normativität einen absoluten Wert voraus, eine qualitative Größe, die in ihrem Recht nicht bestritten werden kann, ohne als ganze in Frage gestellt werden zu können. Ein vieldiskutiertes Beispiel wäre etwa das der Menschenwürde, die immer als Ganze gewährleistet werden

muss und sich keiner graduellen Ordnung unterwerfen kann: Die Rede von einem Mehr oder Weniger an Würde ist bedeutungslos.

Normalität meint dagegen eine wesentlich graduelle Größe: „Während Normativität das Problem der Toleranz überhaupt und grundsätzlich aufwirft, arbeitet Normalität mit (quasi-technischen) *Toleranzen*, Normalität wäre demnach eine wesentlich graduelle Kategorie.“ (Link 1999, 22). Die Norm ist bezogen auf in sich nicht weiter abstufbare Werte wie die Würde, die Normalität geht dagegen auf eine Skala verschiedener Grade zurück, wie z. B. der Intelligenz oder der Sittlichkeit (vgl. Bühler und Moser & Frenz in diesem Band).

Link verbindet die Unterscheidung von Normativität und Normalität vor diesem Hintergrund mit einer weiteren Differenzierung, der zwischen dem zwischen Protonormalismus, der auf eine Komprimierung des Bereiches der Normalität dringt, und dem flexiblen Normalismus, der auf eine Expandierung des Bereiches der Normalität aus ist. Zwar scheint der Protonormalismus nicht immer klar vom Problem der Normativität abzugrenzen zu sein. Dennoch geht Link davon aus,

daß die Normalität sich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts schrittweise und in Schüben sowohl in Spezialdiskursen wie in Interspezialdiskursen und Interdiskursen und schließlich im flottierenden Interdiskurs und Elementardiskursen ausgebreitet hat. (Link 1999, 51f.)

Im 19. Jahrhundert hat sich der Normalismus weiter durchgesetzt, wobei wiederum eine Entwicklung zu beobachten ist, die vom Protonormalismus immer mehr zum flexiblen Normalismus führt, der zu einem der dominierenden Dispositive der Moderne wird. Links eigenes Interesse richtet sich insbesondere auf die Frage, wie sich kulturelles Wissen am Leitfaden der Normalität in Subjektivität transformiert, ein Subjekt sich also in seinem Selbstverständnis als normales konstituieren kann, und ein besonderes Augenmerk gilt in diesem Zusammenhang Kunst und Literatur. Die Funktion von Kunst und Literatur begründet Link vor allem als die „Bereitstellung von Applikations-Vorlagen für Denormalisierungen“ (Link 1999, 58), die in einem engen Verhältnis zum flexiblen Normalismus der Moderne stehen. In diesem Sinne situiert sich die Literatur sowohl in realistischen wie in surrealistischen Ausprägungen an der Schwelle von Normalität und Denormalisierung.

Die entscheidende Frage, die sich vor diesem Hintergrund stellt, ist die, welche Funktion dem Dispositiv des Normalismus in der Moderne generell zuzusprechen ist. Im Blick auf die Medizin des 19. Jahrhunderts hat bereits Georges Canguilhem darauf eine klare Antwort gefunden. Der Normalismus dient der Angstabwehr: „Die Krankheit ist hier nicht länger Gegenstand der Angst für den gesunden Menschen, sie ist Forschungsobjekt für den Theoretiker der Gesundheit geworden.“ (Link 1999, 22). Auch Link vertritt die These, dass der Normalität in der Moderne eine Angst vor der Denormalisierung zugrunde liegt: Wenn die Subjektivitätswürfe der Moderne auf dem Konzept der Normalität gründen, „dann kann die Grund-Angst der Moderne keine andere als die sein, nicht normal

zu sein (bzw. zu werden).“ (Link 1999, 337). Im Kontext der diskurstheoretischen Überlegungen Links mag es überraschen, dass mit der Angst eine affektive Ordnung in den Blick rückt, die viel eher auf die Psychoanalyse als auf die wissenschaftshistorischen Überlegungen von Canguilhem verweist, und so erinnert Link auch anders als Foucault an diesem Punkt an „Freuds Schlüsselstellung in dem epochalen Umschwung der normalistischen Strategie-Typen.“ (Link 1999, 281). In jedem Fall erweist sich der Raum der Moderne als einer, der nicht mehr von monströsen Wesen bevölkert wird, sondern als einer, der von einer Dialektik von Normalität und Anormalität bestimmt wird, innerhalb derer sich unterschiedliche Verhaltensweisen etablieren, die sich weniger auf normative Vorgaben beziehen als vielmehr auf graduelle Schattierungen sozialer Codes – in diesem Feld sind v. a. auch, wie dieser Band zeigt, Akteur:innen der Schule, der Verwaltung und der sich hier engagierenden neuen Expert:innen beteiligt.

Die Erweiterung der Foucaultschen Diskursanalyse um den Begriff des Normalismus, den Link im Anschluss an Canguilhem vorgenommen hat, gibt der Kategorie des Anormalen im Diskurs der Moderne demnach ein eigenes Recht ein, und das in zweierlei Hinsicht. Zum einen löst Link den Begriff des Anormalen von der scheinbar selbstverständlichen Bindung an die Ordnung der Normativität: Anormal ist nicht derjenige, der gegen einen normativen Wert verstößt, anormal ist derjenige, der im Sinne eines Zuviel und Zuwenig von den graduellen Vorgaben der Normalität abweicht, wie beispielsweise das Hilfsschulkind. Darüber hinaus erweist sich die scheinbar unbestimmte und rein negative Größe der Anormalität als adäquater Ausgangspunkt für eine Bestimmung des Normalismus: „Das Anormale erst gibt den Anstoß für das theoretische Interesse am Normalen“ (Canguilhem 1974, 141), hatte schon Canguilhem formuliert. Es geht Link wie im übrigen auch Foucault also keineswegs darum, Anormalität allein aus den Abweichungen zur Normalität heraus erklärbar zu machen. Vielmehr soll in einem umgekehrten Sinne das Anormale gerade durch seine Funktion als Abweichung von der Ordnung des Normalen einen Blick auf dessen normative Vorgaben eröffnen. Mehr noch als der von Strategien der Ästhetisierung nicht leicht freizuhaltende Begriff des Monströsen erweist sich der des Anormalen so als möglicher Ausgangspunkt für eine politische Kritik von modernen Herrschaftsformen, eine politische Kritik, von der zu fragen bleibt, wie sie mit der Frage nach den Geltungsbereichen normativer Ordnungen in der Moderne umgeht.

Literatur

- Bachtin, M. (1987): *Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Canguilhem, G. (1974): *Das Normale und das Pathologische*. München: Hanser.
- Foucault, M. (1974): *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Foucault, M. (2007): *Die Anormalen. Vorlesungen am Collège de France (1974–1975)*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Link, J. (1999): *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. 2., aktualisierte und erweiterte Ausgabe*. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Overthun, R. (2009): *Das Monströse und das Normale. Konstellationen einer Ästhetik des Monströsen*. In: A. Geisenhanslüke & G. Mein (Hrsg.): *Monströse Ordnungen. Zur Typologie und Ästhetik des Anormalen*. Bielefeld: transcript, 43–79.
- Parr, R. (2009): *Monströse Körper und Schwellenfiguren als Faszinations- und Narrationstypen ästhetischen Differenzgewinns*. In: A. Geisenhanslüke & G. Mein (Hrsg.): *Monströse Ordnungen. Zur Typologie und Ästhetik des Anormalen*. Bielefeld: transcript, 19–42.